Die Formen

des

geselligen Lebens im Mittelalter.

Von

Karl Bartsch.

Erlangen, 1862.

Druck der Universitätsbuchdruckerei von C. L. Eglau.

Feste Formen für den geselligen Verkehr können sich erst entwickeln, wo ein Volk auf einer gewissen Höhe der Bildung steht. Bei einem Naturvolke, wo von einem geselligen Leben überhaupt nicht die Rede sein kann, werden wir zwar für bestimmte Ereignisse des Lebens feststehende Bräuche finden, vielleicht auch schon vereinzelte Spuren einer Sittenlehre, aber nicht Gesetze, die die Empfindungen einerseits, und die Gebärden und Worte, als den Ausdruck der Empfindungen, andrerseits bestimmten Regeln unterwerfen. Daraus ergibt sich, daß die ältesten Zeiten des deutschen Volkes nicht in den Kreis unserer Betrachtung fallen, weil sie ihr keinen Stoff bieten. Mit der Entwickelung des Königthums bildet sich um den Hof bereits ein Ceremoniell, das zu den Zeiten der Karolinger schon ziemlich bestimmte Formen anzunehmen beginnt, speciell in Deutschland unter den Ottonen sich regelt; allein auch dies lassen wir hier außer Acht, weil es nur einen kleinen Kreis berührt und nur auf ganz besondere Verhältnisse Anwendung findet. Eine weitere Beschränkung müssen wir uns nach einer andern Seite hin auferlegen, die mit der Einführung des Christenthums in Deutschland zusammenhängt. Die christliche

Moral, die dem Menschen die Pflichten gegen seinen Nebenmenschen vorzeichnet, konnte nicht verfehlen ihren Einfluß auf das Leben der bekehrten Germanen auszuüben. Aus ihr entwickelte sich eine Tugend- und Sittenlehre, der die bedeutendsten Theologen des Mittelalters ihre Kraft widmeten. Sie geht von der Schrift aus und stellt dem Neubekehrten die erhabenen Beispiele derselben als Aufforderung zur Nachahmung vor Augen. Sie steckt damit das Ziel, dem jeder zustreben soll, aber sie gewährt uns kein Bild von dem sittlichen Zustande des Volkes überhaupt, noch von den im Verkehr herrschenden Sitten insbesondere. Die Anstandslehre, die die Formen des Lebens zeichnet, und die Tugendlehre, die den Menschen innerlich zu bessern strebt, berühren sich in ihrer Grundlage, in ihrem Ausgangspunkte; aber von diesem gehen sie nach verschiedenen Richtungen hin auseinander, ja sie können sich sogar als schroffe Gegensätze offenbaren. Die Tugend- und Sittenlehre hat es mit der innern Vertiefung des Menschen, mit dem ernsten Ringen nach Besserung und Veredelung zu thun, die weltliche Sitten- und Anstandslehre dagegen ist eine wesentlich äußerliche, ihr eigentliches Ziel ist nicht, den Menschen von innen heraus zu bessern, sondern ihm diejenigen Schroffheiten zu nehmen, die seinem Verkehr mit andern entgegenstehen. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Grundlagen dieser Anstandslehre unsittliche seien, im Gegentheil, sie geht, wie wir schon bemerkten, von den allgemeinen Grundlagen der Tugendlehre aus, sie wird daher, wo die Tugend zum wahrhaften Leben im Innern gelangt ist, die Früchte einer wahren Geistes- und Herzensbildung erzeugen, nicht aber, wo sie auf den Grund innerer Unbildung gepflanzt wird.

Dies letztere nun war im Mittelalter der Fall. Es fehlten zu sehr die Vorbedingungen, die dem geselligen Verkehr seine Hohlheit nehmen; es wurde der Schleier eines verfeinerten äußeren Gesetzes über innere Rohheit geworfen, und darum konnten, bei allem ernsten Streben der Männer, denen es um Besserung und Veredelung ihrer Zeitgenossen zu thun war, die Früchte keine segensreichen sein. Sie konnten es in Deutschland um so weniger,

als die Gesetze für den geselligen Verkehr nicht etwas im Volke erwachsenes, sondern von außen herangebrachtes und eingeführtes waren. Unsere westlichen Nachbarn, die mit der römischen Sprache auch die Grundlagen römischer Sitte als Erbtheil übernommen hatten, entwickelten ungleich früher als Deutschland ein höfisches Leben und Gesetze für den geselligen Verkehr, die seit dem zweiten und dritten Kreuzzuge, als Deutsche und Franzosen zum erstenmal in größern Massen in Verkehr traten, allmälig (Dank der Empfänglichkeit des deutschen Volks für alles ausheimische) auch auf deutschem Boden Eingang fanden. Es muß anerkannt werden, daß die Rohheit deutscher Sitten, die wir uns im zwölften Jahrhundert auch in den höheren Kreisen des Lebens ziemlich stark zu denken haben, dadurch gemildert und gemindert wurde; es wurde dem ungeschlachten Leben ein feiner glatter Anstrich gegeben, aber nur zu oft verhüllte derselbe die innere Fäulniß. Die Macht der Leidenschaft, ihre rohen und wilden Ausbrüche zu beschränken war das Hauptgesetz dieser weltlichen Sittenlehre; ihr eigentlicher Mittelpunkt ist das Maß (diu mâze), das nach keiner Seite hin überschritten werden darf. Sie trachtet den Menschen zahm, gefügig zu machen, aber sie zerstört die Individualität und nivelliert die Menschen durch Auferlegung eines gleichmäßigen Zwanges.

Ungleich freier sind unsere geselligen Verhältnisse als sie es im Mittelalter waren. Das Mittelalter stellte für vieles Regeln und Gesetze auf, was uns selbstverständlich scheint, weil es ein integrierender Theil unserer Bildung geworden. Aber grade, daß es nothwendig schien, so einfache und selbstverständliche Regeln als Gesetz auszusprechen, grade das zeigt uns, wie niedrig die Bildungsstufe im allgemeinen war, auf der im Mittelalter auch die höheren Kreise standen. Die höheren Kreise d. h. der Adel, das Ritterthum, denn auf diesen muß die Betrachtung im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, wo in Deutschland sich die ersten Spuren von Formen des geselligen Verkehrs zeigen, beschränkt bleiben. Nur für den ritterlichen Junker und für das Edelfräu-

lein, nicht für das Bürgerthum, das kaum erst sich zu entwickeln begonnen, oder für den Bauern, der die altgermanische Sitteneinfachheit, freilich auch Sittenrohheit beibehielt, waren diese Gesetze gegeben. Auch nicht für die Geistlichkeit, die in ihren Klöstern eigenen Gesetzen folgte, Gesetzen, die sich innig an die christliche Moral anschloßen und am wenigsten darauf ausgiengen, das äußere Benehmen des Mönches oder der Nonne im weltlichen Sinne zu verfeinern. Wie streng aber der Unterschied und die Trennung der Stände sein mochte, so konnten Berührungen in dieser wie in jeder andern Beziehung nicht ausbleiben. Daher finden wir bereits im dreizehnten Jahrhundert Bürger und Bauern, die in äußerer Erscheinung, in Tracht und Benehmen es den Vornehmen, den Adelichen gleichthun; aber das waren vereinzelte Fälle, es waren Uebergriffe aus einer Sphäre in eine andere, die sich meist selbst straften[1]). Sie zeigen den grellen Gegensatz zwischen innerlicher Rohheit und äußerem feinen Anstrich am deutlichsten. Anders wird das Verhältniß mit der steigenden Gewalt des Bürgerthums, mit der Entwickelung des städtischen Lebens; sie fällt mit dem Verfall des Ritterwesens zusammen, die Städte werden neue Herde der Bildung, das ritterliche Leben verfällt wieder in dieselbe oder noch größere Roheit, aus der es, innerlich unreif, im zwölften Jahrhundert gerissen worden war. Das Bürgerthum tritt mit den Veränderungen, die durch andere Verhältnisse geboten waren, in die Erbschaft der ritterlichen Anstands- und Sittenlehre, und nimmt die Formen des geselligen höfischen Lebens in sich auf; es wird aber diese Sittenlehre mehr und mehr eine äußerliche, immer mehr des ethischen Gehaltes, der ethischen Grundlage entkleidet, ein dürrer Formelhaufe, den man wie das Abc auswendig lernen konnte. Erst mit der Reformation kehrt auch in die geselligen Verhältnisse die Natürlichkeit zurück. Die alten Anstandslehren werden über den Haufen geworfen, es tritt für eine Zeit lang wieder äußere Rohheit in den Vordergrund, die jedoch im Mittelalter bei aller scheinbaren Cultur nie gewichen war; aber mit dem Abstreifen des Zwanges ist der Anfang zu einer wahren

Entwickelung von innen heraus gegeben, die den echten Anstand, der nichts angelerntes, sondern aus Geist und Herzen von innen erwachsen ist, erzeugt.

Unsere Betrachtung wird sich hauptsächlich mit der Blüthezeit des höfischen Mittelalters, dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, beschäftigen, die zugleich auch die Entfaltung des Ritterwesens, des Frauendienstes und der höfischen Dichtung in sich schließt. Die Quellen, aus denen wir das gesellige Leben des Mittelalters, und die dafür geltenden Formen kennen lernen, sind direkte oder indirekte. Unter jenen verstehen wir diejenigen Schriften, die es ausschließlich mit der Sitten- und Anstandslehre zu thun haben, dieselbe zum Gegenstand ihrer Betrachtung machen; unter diesen die Schilderungen des mittelalterlichen Lebens, wie sie uns z. B. die epischen höfischen Dichtungen gewähren.

Vom Beginne des dreizehnten Jahrhunderts an, durch das dreizehnte, vierzehnte und fünfzehnte hindurch, zieht sich eine Kette von Schriften, die die Sitten der Zeit theils in belehrender, theils in satirischer strafender Form behandeln; und es ist dieser Theil der mittelalterlichen Literatur nicht der wenigst interessante. Oft freilich ist das poetische Verdienst gering, das sittengeschichtliche um so höher. Wir lernen aus diesen Schriften einerseits den damaligen Sittenzustand, am meisten die Sittenverderbniß, kennen, andererseits die Anforderungen, die man an einen tugendhaften und gebildeten Menschen machte. Zwischen beiden, den Zuständen und den Forderungen, liegt eine tiefe Kluft, die zum Theil jedoch ausgefüllt wird, wenn wir bedenken, daß das scharfe Wort des Moralisten und Satirikers nicht immer von Uebertreibung frei ist, und daß seine Anforderungen, wie der Mensch sein solle, etwas ideales an sich tragen. Die meisten dieser Schriften sind in poetischer Form abgefaßt, was sich schon aus dem Umstande erklärt, daß im dreizehnten Jahrhundert die Prosa kaum erst sich zu entwickeln begann, während im poetischen Ausdruck die Sprache sich seit Jahrhunderten geübt hatte. Aber es liegt ein tieferes zu Grunde, warum man die poetische Form wählte. Der Rhythmus

des Verses, der leichter ins Ohr fällt, mußte bei Gesetzen, die zum Einprägen bestimmt waren, die bei der Erziehung der Kinder höherer Stände eine wichtige Rolle spielten, sich ganz besonders empfehlen: denn wie viel leichter prägt sich ein Sprüchlein in Reimen ein, als eine noch so gründliche aber in Prosa gefaßte Belehrung. Dem mahnenden Erzieher, der belehrenden Mutter erleichtert die Berufung auf einen gelernten Spruch ihr Werk nicht wenig. Aus diesem Grunde behielt die bürgerliche Didactik des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, auch als die deutsche Prosa sich längst entwickelt hatte, die poetische Form bei.

Während diese didaktischen Dichtungen im wesentlichen negativer Natur sind, d. h. angeben und lehren, was der Mensch zu meiden habe, um anständig und gebildet zu erscheinen, gibt uns die höfische Epik, die wir als indirekte Quelle bezeichneten, die praktischen Belege dessen, was man unter höflichen Menschen verstand. Ihre ritterlichen Helden sind die Tugendbilder, denen die Wirklichkeit nachzutrachten hat; wie der Dichter sie handeln, sich benehmen und sprechen läßt, so mußte damals der höfisch feine Mann oder die Frau handeln, sich benehmen und sprechen, daher ganz folgerichtig ein Didactiker des dreizehnten Jahrhunderts (Thomasin von Zirklaria, der Verfasser des wälschen Gastes) den Junkern die Lektüre der ritterlichen Epen empfiehlt, damit sie sich an Parzival, Iwein, Tristan u. s. w., den Jungfrauen, daß sie sich an Blanschiflur, Enite und Sordamor ein Beispiel nehmen.[2]) Manchen Zug der Anstandslehre, den die Didactiker außer Acht lassen, weil er sich von selbst verstand, der uns aber interessant ist, weil wir darin die von unserer Anschauung verschiedene des Mittelalters sehen, bieten uns die Epen dar. Sie zeigen gewissermassen die Kehrseite des Bildes, und sind darum eine reiche Quelle für die Geschichte der Sitten unseres Volkes.

Die Romanen bildeten von cort, Hof, das ursprünglich allerdings einen niedern Sinn hat, nämlich Viehhof bedeutet, das Wort cortezia, courtoisie, was also das Benehmen bei Hofe, dann allgemein Anstand, Höflichkeit bezeichnete. Das Wort führt

uns auf den eigentlichen Ausgangspunkt der Anstandslehre, den Hofsleis, hin. Die Deutschen übertrugen das französische Wort durch hövescheit oder hübescheit; das dazu gehörige Adjektivum lautete hövesch, hübesch, unser hübsch, das etwas andern Sinn erhalten hat, der sich aber durch die Bedeutung „wohl anstehend" mit dem ursprünglichen vermittelt. Was man unter diesem Begriffe verstand, sagt uns u. a. ein provenzalischer Dichter des zwölften Jahrhunderts, Garin der Braune, indem er sich folgendermassen ausdrückt:[3]) Die Höflichkeit (cortezia) besteht, wenn ihr es wissen wollt, darin, daß man durch Rede und Thun sich beliebt zu machen und zu hüten weiß, andern Aergerniß zu geben. Höflich ist, wer zu thun weiß, was andern gefällt. Höflichkeit zeigt sich in der Kleidung und im guten Empfange, sie zeigt sich in der Liebe und in der Unterhaltung. Wir sehen hierin die Grundzüge der mittelalterlichen Anstandslehre enthalten, die also nur darauf ausgeht, den Menschen zu einem angenehmen Gesellschafter, nicht aber innerlich besser zu machen. Tiefer faßt, wenn auch die Praxis in Deutschland und Frankreich gleich sein mochte, ein deutscher Dichter, Italiener von Geburt, der schon erwähnte Thomasin, das Wesen der Höflichkeit, wenn er sagt, daß höflich nur der edle sei, und, um letzteren Begriff zu erklären, hinzufügt, daß niemand in der Welt edel heißen solle, als wer recht thue; daher ihm auch mit Fug die Höflichkeit und Tugend gleichbedeutend sind, indem erstere nur als ein Ausfluß der letzteren gelten kann.[4]) Doch darf, was ein durch Studium des Alterthums gebildeter Dichter sagt, nichts als allgemeine Ansicht der Zeit gelten; diese stand ohne Zweifel auf der Seite desjenigen, der die Courtoisie nur als die Kunst zu gefallen auffaßte.

Betrachten wir die Vorschriften über diese Kunst etwas näher, so finden wir zunächst eine Anzahl solcher, die sich auf die Haltung des Körpers beziehen. Diesen in der Gewalt zu haben und frei zu beherrschen, betrachtete man nicht mit Unrecht als ein wesentliches Erforderniß guter Sitte. Was dem jungen Manne wohl ansteht, Männer und Frauen freien Blickes anzusehen, das

wehrte nicht nur die angelernte Sitte, sondern mehr noch das angeborne Gefühl den Frauen. Das altfranzösische Lehrgedicht chastoiement des dames[5]) schärft den Frauen es besonders ein, einen Mann, außer wenn es der Geliebte sei, nicht oft anzusehen, denn jener würde sonst nicht mit Unrecht denken, die Frau sei in ihn verliebt, da die Augen die Boten des Herzens sind. In der Regel, heißt es weiter, sind es eitle Frauen, deren Augen so unruhig umherschweifen, und sich beständig drehen, wie die des Sperbers, der eine Lerche fangen will. Ins Blaue zu starren galt weder Männern noch Frauen anständig; umhergaffen in der Kirche und auf der Strasse zumal bei Frauen unschicklich. Auf dem Wege nach der Kirche blicke die Frau nicht rechts noch links, sondern gerade vor sich hin. Bei weniger ernstem Anlaß war ein verstohlenes Umherblicken den Frauen wohl gestattet, wie es denn Walther v. d. Vogelweide zu den Liebenswürdigkeiten einer Frau rechnet, indem er uns die Erscheinung einer edlen Weiblichkeit folgendermassen vor Augen führt:[6])

Denkt, ein edles schönes Fräulein schreite,
Wohlgekleidet, wohlbekränzt, hernieder,
Sich unter Leuten wandelnd zu erbaun,
Hochgemuth im fürstlichen Geleite,
Etwas um sich blickend hin und wieder,
Wie Sonne neben Sternen anzuschaun:
Der Mai mit allen Wundergaben
Kann doch nichts so wonnigliches haben
Als ihr viel minniglicher Leib;
Wir lassen alle Blumen stehn
und blicken nach dem werthen Weib.

Das allzufreie Umherschauen bezeichnete man mit dem Ausdruck „wilde Blicke", von denen die Unterweisung einer Mutter für ihre Tochter[7]) sagt:

Es heißen wilde Blicke wol,
Wie ich belehrt bei Hofe bin,
Wenn ein Weib vor sich sehen soll

Und ihr die Augen fliegen hin,
Als habe sie unstäten Sinn;

eine Frau, die ihre Augen wie einen Ball auf und nieder, hinüber und herüber wirft und dabei viel lacht, eine solche wohnt nicht im Saale der Zucht. Freilich mochte unlautere Gesinnung der Männer dem freundlichen Blicke der Frauen oft arge Gedanken unterschieben, daher ein anderes Gedicht[8]) dem jungen Manne räth: „Rühme dich der Frauen nicht, wenn dich eine ansieht und dir freundlich zulacht, was doch nur aus Herzensgüte stammt, so sprich nicht: wahrhaftig, sie ist verliebt in mich. Denn es ist oftmals geschehen, daß Frauen Männer angesehen, ohne etwas arges dabei gedacht zu haben."

Die Haltung von Händen und Füßen hatte ebenfalls ihre bestimmten Regeln. Die Hände durfte man nicht in der Luft herumfahren lassen, sondern mußte sie am Körper halten, zumal beim Sprechen sollte man sie nicht gegen den Mund desjenigen schwingen mit dem man sprach; auch durfte man sie nicht auf das Haupt oder die Achsel eines andern, der vornehmer war, legen.[9]) Männer und Frauen hielten beim Stehen die Hände über einander in der Gegend der Taille, wie uns viele Bilder in Handschriften zeigen.[10]) Beim Gehen mußte eine höfische Frau den Daumen der linken Hand in die Spange oder das Schnürlein, das den Mantel unter dem Halse zusammenhielt, schlagen, mit zwei Fingern der rechten Hand den Mantel etwas emporziehen und ihn geschlossen ein wenig unter der Brust halten.[11]) Die Hände begehrlich nach etwas auszustrecken, was ein anderer in Händen hatte, war ebenfalls unhöflich.[12]) Den Kopf mit den Händen zu stützen galt nicht für anstößig, Nachdenkende werden meist so geschildert, wie Walther sich selbst in dieser Stellung, die Beine übereinander geschlagen, darauf den Arm und auf diesen das Kinn gestützt, über die Welthändel nachdenkend beschreibt und in Liederhandschriften abgebildet ist.[13]) Die Hand zu geben war zwischen Männern und Frauen viel häufiger als bei uns. Allgemein ward mit dem Handschlag der Gast empfangen und erhielt

dadurch die Gewähr, daß ihm keine Gefahr unter dem wirthlichen Dache drohe. Nicht minder reichten Hausherr und Hausfrau dem scheidenden die Hand. Auch wenn man von einer Räumlichkeit des Hauses in eine andere, oder über den Burghof gieng, reichte man sich die Hände.[14]) Bei der Unterhaltung war es nicht ungewöhnlich, daß, da man sich meist paarweise unterhielt, Männer und Frauen Hand in Hand saßen, ohne daß es deswegen ein Liebespärchen zu sein brauchte.[15])

In Bezug auf die Füße galt Männern die Regel, daß sie beim Reiten nicht auf ihre Beine sehen durften, sondern grade emporgerichtet sitzen mußten.[16]) Mit übergeschlagenen Beinen zu sitzen wehrte die Sitte den Frauen damals wie heut; bei Männern dagegen war es unanstößig, sonst würde ein so höfischer Dichter wie Walther sich nicht selbst so gezeichnet haben.[17]) Die meisten Vorschriften in Bezug auf Körperhaltung finden wir den Frauen gegeben, nicht weil wir voraussetzen müßten, daß das Benehmen der Frauen weniger fein als das der Männer gewesen wäre, sondern weil Verletzung des äußeren Anstandes an der Frau, der Wahrerin der Zucht und Sitte, mehr, und mit größerem Rechte mehr, gerügt wird als an dem Manne. So gilt auch, was über den Gang gesagt wird, hauptsächlich den Frauen. Eine Frau gehe auf der Straße leise und mit kleinen Schritten, schon darum, daß sie nicht müde werde, sagt Garin der Braune.[18]) Die hauptsächliche Veranlassung für Frauen, sich auf der Straße sehen zu lassen, war der Weg von und nach der Kirche, der selten versäumt wurde; wenn sie in Gesellschaft giengen, so erforderte der Anstand, daß die eine mit der andern Schritt hielt, und nicht allzuviel voraus lief: eine Regel, die zu den uns selbstverständlichen zu gehören scheint.[19]) Die Frauenschritte durften nicht groß, aber auch nicht zu klein sein, damit der Gang nicht trippelnd aussehe. Maria's Gang schildert ein Marienleben des zwölften Jahrhunderts so:[20]) „Maria gieng so schön, so wol aufgerichtet, vor der Leute Angesichte, daß sie nie sich umsah, zu der Mutter sie nicht sprach, und hatte auch nicht die Muße, daß sie den Vater grüßte, weder Weib

noch Mann wollte sie anschauen." Von Isolden, die neben ihrer Mutter einhergeht, sagt Gottfried von Straßburg:[21]) „ihre Tritte waren weder zu kurz noch zu lang, sondern in rechtem Maße. Sie glich in ihren Gebärden und ihrem Aussehen dem Sperber und war glatt gestrichen wie ein Papagei." Den Vergleich von Frauen mit Vögeln lieben die Dichter, um das sanfte und nette in der äußern Erscheinung zu bezeichnen, das dem glatten weichen Gefieder des Vogels in der Vorstellung am nächsten kommt. So sagt Konrad von Würzburg[22]) von Medea, die er uns nach der Weise damaliger Dichter als ein feines Ritterfräulein schildert:

> Medea die viel klare
> Langsam geschlichen kam herein,
> Gestrichen wie ein Fälkelein,
> Dem sein Gefieder eben liegt;

und ebenso von Helena:[23])

> Sie kam dort her geschlichen,
> Gestreichet und gestrichen
> Gleich wie ein wilder Psittacus.

(d. h. auch Papagei). Ulrich von Liechtenstein, der als Frau Venus verkleidet das Land durchzieht, ahmt auch die Tritte der Frauen nach:[24])

> Ich gieng nach zücht'ger Frauen Sitte,
> Kaum handbreit waren meine Tritte;

und ebenso Achilles, der als Mädchen verkleidet auf Skyros lebt.[25]) Beim Gehen neigten die Frauen ein wenig das Haupt, wie ein altfranzösischer Dichter die Medea in den Saal treten läßt, wo ihr Vater und die Gäste sitzen.[26]) Auch Marias Gang wird so geschildert:[27]) „Wo Maria hin gieng, ihr Haupt ein wenig niederhieng." Der gewöhnliche Ausdruck für den Gang der Frauen ist „schleichen", was nicht den tadelnden Nebensinn unseres heutigen Wortes hat, sondern eben den sanften gemessenen Gang bezeichnet. Daraus ergibt sich, daß das Gegentheil, rasches Gehen, Laufen und Springen, den Frauen die Sitte untersagte. Zwar wird uns von Brunhild erzählt, daß sie mit den Männern um

die Wette den Stein geworfen (eine vielbeliebte ritterliche Uebung, bei der es darauf ankam, einen mächtigen Stein so weit als möglich zu schleudern) und darnach klafterlang gesprungen sei;[28]) aber Brunhild ist auch nicht das Bild reiner edler Weiblichkeit, sondern ursprünglich ja eine Schlachtjungfrau, eine Walküre. Die weiblichen Gestalten der Heldensage gehen überhaupt, namentlich in den spätern roheren Dichtungen derselben, über die Grenzen weiblichen Anstandes hinaus. So heißt es im Rosengarten[29]) von Kriemhild:

Sie sprang von dem Gestühle, den Schleier sie um sich schwang,
So lief sie im Zorne den Garten entlang;

und an einer Riesin werden ihre starken Sprünge, jedoch mit dem Zusatze, daß sie unweiblich gewesen, hervorgehoben[30]). Im König Rother[31]), einem Gedichte, das noch vor der Einführung französischer Sitten in Deutschland entstanden, wird Herlint, die Dienerin der Königstochter, zu Rother gesendet, um ihn zum Stelldichein einzuladen, und ihr reicher Lohn versprochen:

Da hob die Jungfrau wohlgethan
Ihre Kleider lustsam
Fast empor bis an die Knie.
Sie gedachte der Zucht nie,
Weiblichen Ganges sie vergaß.

Daraus ersehen wir, daß diesen Punkt keineswegs erst die französische Sitte zur Geltung brachte, sondern daß das Schicklichkeitsgefühl den deutschen Frauen schon lange vorher raschen Gang und Laufen wehrte; freilich möchte der Schritt altgermanischer Frauen wohl etwas größer als handbreit gewesen sein. Lebhafte Affekte jedoch, großer Schmerz und große Freude, entschuldigten das Verletzen der Sitte. So, wenn in einem Rittergedichte[32]) erzählt wird, daß eine Jungfrau, die ihren Ritter begleitet, dem Kampfe desselben mit einem andern zusieht, und als sie gewahrt, daß dem theuren Leben Gefahr drohe, hinzuläuft, um die Kämpfer zu trennen: so vergißt der Dichter zwar nicht das Abweichen von der Sitte zu bemerken, aber es wird durch die Situation entschuldigt.

Oder wenn der steirische Ottocar [33]) das Wiedersehen zweier Schwestern schildert: „wer ihre Schritte gemessen und ihr Eilen gesehen, der hätte sagen müssen, daß eines Königs Kind niemals so schnell über Feld gegangen wäre. Man erzählt noch jetzt von dem Sprunge, den sie auf ihre Schwester zu gethan;" wer wird auch hier den lebhaften Ausdruck des Gemüthes, der dem Körper Flügel verleiht, tadeln wollen?

Den Männern war in Bezug auf ihren Gang nichts vorgeschrieben; tadelnswerth galt nur geziertes Wesen beim Gehen. Die österreichischen Bauern des dreizehnten Jahrhunderts, reich und übermüthig, die auch die Herren spielen wollten, äfften das ritterliche Wesen nach, wie gewöhnlich in solchen Fällen es übertreibend; daher es von ihnen heißt: „Sie können vor Uebermuth nur noch auf den Zehen gehen." [34]) Ein so geziertes Gehen nannte man wentschelieren, oder sprenzelieren, einen so gezierten Menschen einen sprenzelaere. [35]) Den stolzen Gang verglich man dem Schritte des Kranichs: so sagt Walther, [36]) als der Herzog von Oesterreich gestorben, da habe sich sein Kranichstritt verwandelt, und er sei schleichend wie ein Pfau gegangen. Hier könnte es auffallen, den Gang des hochmüthigen Pfauen als Bezeichnung des trauernden verwendet zu finden; es soll damit wohl nur das leise langsame ausgedrückt sein. Daher ein anderer Dichter [37]) dem Gange des Pfauen das Wesen und Gebahren des Schmeichlers vergleicht. Von der Hoffahrt sagt das Lehrgedicht Freidank: [38])

> Hoffahrt geht mit Kranichsschritten
> Und hat wandelbare Sitten.

Auch der Hahn bezeichnet stolzen hoffärtigen Gang, daher es im Freidank [39]) heißt:

> Hoffahrt die will haben Preis,
> Sie geht oft in Hahnen Weis.

Mehr geziertes als hochmüthiges Wesen bezeichnet der Vergleich mit dem Entrich; so heißt es von einem, er gehe wie ein Entrich auf dem Eise vor dummen Leuten schwänzelnd auf und ab. [40])

Tölpelhafter Gang wird durch den Bären ausgedrückt, welchen Vergleich wir daher auf einen Bauern angewendet finden.[41])

Daß beim Sitzen es Frauen für unschicklich galt, die Beine zu kreuzen, habe ich schon bemerkt. Auf dem Pferde sitzen mußten die Frauen so, daß sie sich nach dem Haupte des Pferdes mit dem Blicke richteten, nicht durften sie seitwärts schauen.[42]) In Gesellschaft saßen, wenn Frauen zugegen waren, Ritter und Frauen gewöhnlich in bunter Reihe, und man unterhielt sich paarweis.[43]) Uebrigens sei bemerkt, daß nach altgermanischer Sitte die Frauen sich nicht zur Unterhaltung bei den Männern niederließen, sondern vor dem Essen aus ihrer Kemenate gerufen wurden und nach der Mahlzeit sich sofort wieder entfernten: erst aus Frankreich wurde die neue Sitte wie die der bunten Reihe eingeführt, während in Deutschland sonst Männer und Frauen getrennt saßen. Die Kammerzofe durfte nicht über ihrer Herrin, sondern mußte wenigstens zwei Plätze tiefer als jene bei Tische sitzen.[44])

Wer einen Auftrag auszurichten hatte, mußte es stehend thun, auch wenn er vorher gesessen. So verkündete der Bote immer stehend seine Botschaft, nachdem er vorher um Erlaubniß dazu gebeten hatte.[45]) Auch wenn er genöthigt wurde, Platz zu behalten, that ein wohlerzogener Botschafter es nicht. In Rathsversammlungen des Fürsten mit seinen Lehensmannen mußte der jedesmalige Sprecher stehen.[46]) Wenn ein bejahrter Mann vor seinem Gebieter zu reden hatte, forderte dieser wohl, wie es im Rolandsliede[47]) von Karl erzählt wird, den Sprecher auf, sich zu setzen, oder er bemerkt: die Fürsten hätten einen andern zum Redner wählen sollen, dem das Stehen weniger schwer gefallen; aber der alte Mann läßt es sich nicht nehmen, der hergebrachten Sitte zu folgen. Auch dieser Zug reicht über die Einführung französischer Sitte in Deutschland zurück. Ein Knabe in Gesellschaft von Männern mußte immer stehen.[48]) Unhöfliche Knappen pflegten wohl es sich dabei bequem zu machen, wie ein österreichischer Dichter des 13. Jahrhunderts[49]) sie schildert:

Mancher Edelknecht ist so dumm,

Er steht vor seinem Herren krumm,
Auf einem Bein, mit krummem Rücken,
Wär er ein Brett auf einer Brücken,
Man tauscht ihn für ein grades ein.

Daß beim Eintritt oder beim Vorübergehen des Höherstehenden der Sitzende sich erheben mußte, verstand sich schon damals von selbst. Hagen und Volker der Spielmann sitzen am Hofe Etzels auf einer Bank; da geht Kriemhild, die ihre Brüder und deren Mannen eingeladen hat, um sie zu verrathen und Rache zu nehmen, mit ihren Recken vorüber. Der Spielmann fordert Hagen auf, sich zu erheben, sie sei doch eine Königin und darum der Ehre werth. Aber Hagen erwidert: „Nein, sonst möchten die Recken denken, ich thäte es aus Furcht. Warum sollte ich auch dem Ehre erweisen, der mich haßt? Ich thue es nicht, mir ist es gleichgültig, ob sie mir deswegen gram wird.“ Und so legt er breit über seine Beine das Schwert, das einst Kriemhildens Gatten gehört hatte, den Hagen erschlug.[50]) Das war freilich der Hofsitte zuwider, und fand kaum durch die leidenschaftliche Stimmung Entschuldigung. Aber nicht nur der Mann mußte aufstehen, wenn Frauen eintraten, sondern umgekehrt die Frauen vor dem eintretenden Gaste sich erheben, selbst wenn sie eine Königin und der eintretende nur ein einfacher Ritter war. Ja die Mehrzahl der Stellen scheint den Frauen das Aufstehen zur größeren Pflicht zu machen als den Männern. Die Frauen verneigten sich und nöthigten den Angekommenen zum Sitzen, indem sie erst dann selbst wieder Platz nahmen.[51])

Worte wurden der Begrüßung nicht immer hinzugefügt, natürlich gar nicht beim Begegnen auf der Straße. Wenn uns vorher ein Dichter schilderte, daß Maria nicht aufgeschaut, daß sie Niemand gegrüßt habe, so stimmt das mit der höfischen Sitte nicht überein.[52]) Diese gebot vielmehr den Frauen, jeden Begegnenden zu grüßen.[53]) Die französische Vorschrift[54]) lautete: „Jeden, dem ihr begegnet, grüßet freundlich, es kostet euch nichts und erhöht doch euern Werth in den Augen der Leute. Wer karg im

Grüßen ist, der ist es auch in Bezug auf seine Habe. Verschmäht auch nicht arme Leute, sondern redet sie freundlich an. Eine Dame, die sich nicht rührt, wenn ein hoher Herr sie grüßt, muß für schlecht erzogen gelten."[55]) In Frankreich war es Sitte, daß die Damen die Haube beim Gruße abnahmen, und der Chevalier de la Tour erzählt seinen Töchtern eine Geschichte von einer Dame, die in Gesellschaft von Rittern und adelichen Frauen vor einem Waffenschmiede ihre Haube abgenommen und sich verbeugt hatte. Als man ihr deshalb Vorwürfe machte, antwortete sie: „es ist mir lieber, daß ich meine Haube vor ihm abgenommen, als daß ich sie vor einem Edelmanne aufbehalten hätte.[56])" Man gieng also von dem Grundsatze aus, in der Artigkeit lieber zu viel als zu wenig zu thun. Man verneigte sich ziemlich tief;[57]) einen Fußfall aber that nur der Hilfeflehende, was wohlerzogene Männer von Frauen nicht litten, sondern sie mit der Hand emporrichteten, ein Fall, der in den Rittergedichten nicht selten vorkommt, da in ihnen bedrängte Damen, die bei einem irrenden Ritter Hilfe suchen, eine Hauptrolle spielen.[58])

Die älteste deutsche Begrüßungsformel, die wir kennen, ist das gothische hails, eine kurze Ausdrucksweise für „heil, gesund mögest du sein;" im Althochdeutschen bedeutet das davon abgeleitete heilazjan auch noch „grüßen". Grußformeln aus dem Mittelalter sind: „Alles Liebes genug" (nämlich: möge Dir zu Theil werden!)[59]) ferner: „Gott erhalte euch, Gott grüße euch, Gott minne euch,"[60]) oder mit Beziehung auf eine bestimmte Tageszeit „guten Morgen" oder „guten Tag",[61]) oder verbunden „guten Morgen, sanften Tag";[62]) als Erwiederung auf den Gruß sagte man „genâde d. h. Dank!" oder iuwer genâde, „ich danke euch!"[63]) Die Grußformel wurde, wenn mehrere Gäste auf einmal eintraten, wohl auch an jeden einzelnen von der Hausfrau gerichtet.[64]) Der gewöhnliche Gruß beim Empfange des Gastes war „Willkommen," oder auch „Gott willkommen," oder „Gott und mir willkommen!" Beim Abschiede sagte man „bleibt gesund!"

Mit der Einführung französischer Sitte werden auch französische Grußformeln in Deutschland üblich; statt grüezen sagte man jetzt salûieren,[65]) statt genâde beim Danken grâmarzî, (gran merci) und davon abgeleitet grâmarzieren, danken.[66]) Französische Grußformeln sind z. B. deu sal,[67]) etwa entsprechend dem traulichen „Gott grüße dich" oder „Grüß Gott," das im Süden Deutschlands noch jetzt die allgemeine Grußformel ist; oder dê vô bênîe, „Gott segne euch"[68]) oder bien sêy venûz, „se willkommen," worauf man mit grâmarzîs antwortete.[69]) Eine französische Abschiedsformel ist: domne, dê vô sal, Herr, Gott erhalte euch!"[70]) Die Unsitte, französische Brocken in die Rede einzustreuen, war also im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht neu bei uns; die Deutschen haben sich von jeher, auch wo sie es nicht nöthig hatten, im Nachäffen und Prunken mit wälscher Weise gefallen. Deutsche Dichter entblödeten sich nicht, ganze französische Verse als vermeintlichen Schmuck in ihre Gedichte aufzunehmen, einige, wie es scheint, mit einer gewissen Ironie, so Wolfram von Eschenbach, die meisten aber aus wirklichem Gefallen am fremdländischen, wovon auch der geniale Gottfried von Straßburg nicht frei zu sprechen ist, der z. B. einen Ritter und eine Jungfrau sich so begrüßen läßt:[71])

„â! dê vûs sal la bêle!"
„mercî" dît la pucêle,
und sprach vil schemelîche:
herre got, der rîche,
der alle herzen rîche tuot,
der rîche iu herze unde muot.

Ich habe nur einige allgemeine Formeln des Grußes angeführt, die Variationen und Ausschmückungen im einzelnen Falle müssen wir übergehen, so fein und sinnreich sie auch oft sind. Unser geselliger Verkehr ist in dieser Beziehung viel ärmer und monotoner.

Sehr gewöhnlich war es, daß man beim Empfangsgruße dem Gaste sein ganzes Haus und Gut zur Disposition stellte, und ihn darüber nach Belieben schalten hieß. Allein der schon oben

erwähnte häufige Mißbrauch, den die Männer von dem freundlichen Gruße einer Frau machten, veranlaßte bei der Sittenlosigkeit, die die nothwendige Folge dieser äußerlich feinen, innerlich hohlen Bildung sein mußte, die ehrsamen Frauen bereits im dreizehnten Jahrhundert mit ihrem Gruße und Danke sparsamer zu werden. Der steierische Ritter und Dichter Ulrich von Liechtenstein läßt in seinem Frauenbuche[72]) einen Mann den Frauen dieß zum Vorwurf machen: „Ihr grüßt uns nicht wie sonst die Frauen werthe Männer grüßten; sagt, was haben wir euch gethan, daß ihr so handelt? Wenn ein Mann in die Gesellschaft von Frauen kommt, so haben sie ihr Haupt zur Erde gesenkt, kaum eine verneigt sich. Wie sollen wir dabei froh sein? Keine sieht uns freundlich an, eure Augen grüßen uns nicht, Zunge und Mund sind stumm. Redet euch einer an, ihr erwidert weder Ja noch Nein, sondern sitzt, als ob ihr mit einem Pinsel gemalt wäret. Da wird uns freilich die Zeit lang.“ Darauf erwidert zu ihrer Vertheidigung die Edelfrau: „Warum sollten wir Frauen euch grüßen und euch anlachen? Wenn es geschähe, so dächtet ihr: sie ist mir hold, denn wie hätte ich es sonst verdient, daß sie mich so freundlich ansieht, da ich ihr doch nie gedient habe? Ich glaube, sie hat nach meiner Minne Begehr. Wenn ihr freilich die Frauen so versteht und die Freundlichkeit einer Frau nur benutzt, um damit zu prahlen, so seid ihr kaum werth, daß man sich gegen euch verneige, viel weniger, daß man mit euch spreche. Ein Weib, das Ehre haben will, soll euch nicht anlachen, ich bin selbst eine von denen, die sich wohl davor hüten wird, um vor dem Prahlen der Männer mit ihren Eroberungen frei zu bleiben.“ Den Gruß der Frauen zu erringen, war nicht der höchste, aber doch schon ein hoher Wunsch des Ritters, der sich in den Dienst einer Frau begeben hatte, und die Lieder der Minnesänger sprechen diese Bitte hundertmal aus. Daraus wie aus mancher andern Andeutung geht hervor, daß die Frauen in der Regel zuerst grüßten, wie bekanntlich noch jetzt die englische Sitte fordert. Die Dichter unterscheiden nun freilich einen allgemeinen und einen besonderen Gruß.[73])

während letzterer als ein Zeichen besonderer Gunst betrachtet ward, hatte auf ersteren jedermann gerechten Anspruch. Der Fürst grüßte ebenso seine Mannen zuerst, nicht diese ihn.[74] Auf den Gruß nicht zu erwidern, wäre große Unhöflichkeit gewesen; wo es vorkommt, da ist Unwille und Zorn gewöhnlich die Ursache.[75]

Die Begrüßung bildet den schicklichen Uebergang zur Unterhaltung, deren Anfang sie machte. Bei einem Zeitalter, dessen Bildung nicht umfassend war, in welchem zumal die Männer höherer Stände häufig nicht lesen und schreiben konnten,[76] während diese Künste unter dem weiblichen Geschlechte verhältnißmäßig verbreiteter waren, konnten die Gegenstände der Unterhaltung eigentlich nicht sehr mannchfaltig sein. Eine gesellige Unterhaltung zwischen Männern und Frauen war in den altgermanischen Zeiten kaum möglich, da die Trennung der Geschlechter eine ziemlich strenge war. Auch in der höfischen Zeit des Mittelalters war der Unterhaltung (d. h. dem Gespräch) kein solcher Spielraum gelassen wie bei uns, weil ein Theil der der Geselligkeit gewidmeten Zeit, und nicht der kleinste, durch das Vorlesen epischer und den Gesang lyrischer Dichtungen in Anspruch genommen war. Man ließ sich also mehr unterhalten, als man selbst sein Theil dazu beitrug. Indeß das Bedürfniß der Galanterie führte nothgedrungen weiter: was wäre der ganze ritterliche Minnedienst gewesen, wenn man sich nicht über die Minne, diesen Angelpunkt des Jahrhunderts, hätte unterhalten können? Daher finden wir in Frankreich schon im zwölften, in Deutschland im dreizehnten Jahrhundert in den Lehrgedichten viele Regeln über das Sprechen, über die Unterhaltungsweise; auch sie sind meist wieder an Frauen gerichtet, denen die Leitung der Unterhaltung zunächst oblag. „Wenn euch jemand besucht, sagt der mehrfach erwähnte Garin der Braune,[77] um sich bei euch niederzulassen, so seht zuerst, wer es ist, mit dem ihr ein Gespräch beginnt. Hört ihn reden, und je nach dem, was ihr vernommen, erwidert ihm; an seinen Reden könnt ihr ermessen, wie ihr zu antworten habt, ob freundlich oder unfreundlich. Denn ein kluger Mensch erkennt den Thoren schon am Reden: sagt man

einem solchen ein gutes Wort, so ist es als ob man es vergraben hätte, denn er versteht es nicht, und wenn er es versteht, behält er nichts davon. Im Allgemeinen seid mit Reden sparsam, denn nur wohlüberlegte Worte sind willkommen. Sprecht sanft und langsam, nicht zu laut und nicht zu leise,[78]) und wartet ab, bis sich die Gelegenheit zu reden darbietet. Wenn sich viele Leute unterhalten, so wäre es Leichtsinn von euch zuerst zu reden. Richtet euer Gespräch nach den Neigungen und Gemüthsstimmungen der Menschen ein: mit den frohen seid froh, höflich mit den höflichen. Unter klugen Leuten müßt ihr still sein, und euch hüten zu lachen und einfältiges zu reden. Wer unter klugen Leuten thörichtes und unter Thoren kluges spricht, ist nicht verständig." Diese ganz einsichtsvollen und wohlmeinenden Regeln werden ohne Zweifel in ähnlicher Weise auch jungen Männern ans Herz gelegt worden sein. Das richtige Maß im Züviel und Zuwenig sprechen wird namentlich in allen derartigen Unterweisungen eingeschärft,[79]) denn zu vieles Schweigen galt auch nicht für fein und gebildet.[80]) Aber am schwierigsten war der Grad der Freundlichkeit zu bestimmen, mit welchem eine Frau sprechen sollte, hier mußte am meisten das Gefühl, der Takt leiten, und doch waren bei aller Vorsicht die Frauen vor dem Tadel der Männer nicht frei; denn eine freundliche zuvorkommende Frau fiel in den früher erwähnten Verdacht, eine zurückhaltende galt für einfältig oder hochmüthig.[81]) Einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten in Frankreich die jeux partis, die getheilten Spiele, wie die deutsche Poesie den Ausdruck getreu wieder giebt, d. h. Streitfragen, die namentlich das Wesen der Liebe in dialektisch spitzfindiger Weise erörterten. Sie entwickelten sich in Frankreich, zumal bei den Provenzalen, zu einer eigenen Dichtungsart, Tenzonen genannt, indem zwei Dichter eine solche Streitfrage Strophe um Strophe abhandelten. Frauen wurden als Schiedsrichterinnen hinzugezogen und hatten hier Gelegenheit, ihren Scharfsinn und Geist glänzen zu lassen. Eine weitere spätere Entwickelung hieraus sind die Liebeshöfe, die Minnegerichte, die es lediglich mit solchen

Streitfragen zu thun hatten und bei denen Damen gleichfalls als Richterinnen fungierten. In Deutschland hat dieser Zweig der Unterhaltung niemals recht Wurzel geschlagen, vielleicht weil der deutschen Natur das dialektisch-spitzfindige, was sie erfordert, weniger zusagte. Daher sich auch die Tenzone als Dichtungsart bei uns gar nicht entwickelte. Als ein Mittel, die Unterhaltung pikant zu machen, oder auch um sich eine Unterhaltung vom Leibe zu schaffen, wird den Frauen der Widerspruch empfohlen. „Wenn euch einer anredet, belehrt ein provenzalischer Dichter[82]) eine junge Dame, und euch Artigkeiten sagt, so seid nicht kurz angebunden, sondern wehrt euch witzig und muthig: wenn euch seine Unterhaltung lästig wird, so fragt ihn nach Neuigkeiten, z. B. welche Damen sind die schönsten, die Gascognerinnen oder die Engländerinnen, und welche sind häßlicher? Wenn er antwortet: die Gascognerinnen, so erwidert ohne Bedenken: Herr, mit Vergunst, die Damen von England sind die artigsten auf der ganzen Welt; sagt er aber, die Engländerinnen, so antwortet: wenn ihrs nicht übel nehmt, Herr, die Gascognerinnen sind häßlicher, und dann streitet mit ihm, und ruft Freunde herbei, die entscheiden mögen.“ Wenn nun auch hier Widerspruch als belebendes Element der Unterhaltung empfohlen wird, so wird doch andrerseits den Frauen untersagt zu streiten, „denn Streit kann nicht ohne Zorn sein, und nichts entstellt eine schöne Frau mehr als der Zorn.“[83])

Die Gastfreiheit, die im Mittelalter auf den Burgen herrschte, brachte täglich beinahe neue Gäste, und die Neuigkeiten, die diese zu erzählen wußten, gaben gleichfalls Stoff zur Unterhaltung her. Der Ankommende wurde daher, wenn er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, zunächst nach seiner Herkunft und Heimat, und dann nach Mären gefragt, er mußte erzählen, in welcher Absicht er reise u. s. w. Weitern Stoff boten die Erlebnisse des Tages, Jagden, Feste, Turniere; die Frauen, die den Turnieren auf einer Tribüne beiwohnten und die Preise ertheilten, unterhielten sich nachher unter sich oder auch in Gegenwart der Männer flüsternd über die tapfersten Kämpfer.[84]) Im Allgemeinen war zwar Flüstern

und Raunen verboten, weil jemand in der Gesellschaft denken könne, es werde über ihn etwas tadelndes geflüstert;[85]) doch entschuldigte in diesem Falle wohl die Eitelkeit der gelobten Männer das gesellige Vergehen.

Den Hauptgegenstand der Unterhaltung, die wie bemerkt paarweise gepflogen wurde, bildete aber die Liebe; und bei der conventionellen Art, in welcher die Liebe behandelt wurde, war es gar nichts auffallendes und ungewöhnliches, wenn ein Ritter einer Dame, mit der er sich zum erstenmal unterhielt, seine Liebe antrug.[86]) Wie eine Dame sich dabei zu benehmen habe, lehrt ein provenzalisches Gedicht:[87]) Ein Ritter mag z. B. folgendermaßen eine Dame anreden: „Mein Herz und mein Leben, meine Sinne und Gedanken habe ich euch ergeben, schöne Dame, und werde euch mein Leben lang ohne Falsch nach bestem Wissen dienen; geruht zu gestatten, daß ich für immer euer Diener sei;" worauf sie etwa zu erwidern hat: „Werther Freund, die Huldigung, die ihr mir erweist, gefällt mir sehr wohl; wenn ich euch so treu finde, so sollt auch ihr, so wahr mich Gott schütze, mich treu erfinden, und wenn ich einst vermählt bin, werde ich euch den Lohn für euren seltenen Dienst geben." Wenn auf diese Weise ein Liebesverhältniß angeknüpft ist, und es kommt ein anderer ebenfalls, mit folgender Liebeserklärung etwa: „Schöne Frau, bei dem Herrn der Welt, ich bitte euch um Rath: ich habe länger als ein Jahr eine Wunde getragen, ohne daß ein Mensch etwas davon erfahren; niemand kann mich heilen als ihr allein; ihr rettet mich vom Tode, wenn ihr mich zu eurem Diener annehmt;" so soll sie ihm etwa antworten: „Lieber Freund, ihr seid so schön, artig, klug und witzig, daß jede Dame in der Welt, ob verheirathet oder unverheirathet, es sich zur Ehre anrechnen wird, eure Gebieterin zu sein. Aber ihr seht wohl, daß eine Dame nicht ihr Herz theilen kann, darum sucht euch eine aus, die euch ohne Theilhaber liebt." Man wird durch Mittheilung dieses Gespräches, welches, wenn auch nur in einem Gedichte vorkommend, doch den Ton der Unterhaltung spiegelt, bestätigt finden, was ich im Eingange schon

aussprach: daß bei der äußeren Glätte, die der höfische Verkehr des dreizehnten Jahrhunderts hatte, innerlich das gesellige Leben jener Zeit, kaum geboren, schon den Todeskeim in sich trug durch den Mangel sittlichen Gehaltes.

Den Mittelpunkt der geselligen Freuden bildeten die Mahlzeiten, daher wir für das Benehmen beim Essen und Trinken zahlreiche, wohl die zahlreichsten Vorschriften finden.[88]) Die Pflicht des Wirthes bestand hauptsächlich darin, daß er seine Gäste freundlich nöthigte, es sich schmecken zu lassen und darauf Acht gab, daß keinem derselben etwas mangele.[89]) Die Sitte verbot ihm, mit seinen Dienern zu flüstern, damit man nicht denke, es fehle etwas.[90]) Vor Beginn der Mahlzeit wurde Wasser in Becken nebst Tüchern herumgereicht, weil man sich die Hände wusch. Das Brot soll man nicht essen, bevor das erste Gericht aufgetragen ist; auch muß man sich hüten, mit beiden Händen in den Mund zu stopfen;[91]) zur Erklärung dieser Vorschrift muß hinzugefügt werden, daß man im Mittelalter noch keine Gabeln hatte, daher mit den Fingern die Speisen in den Mund beförderte. So lange man etwas im Munde hat, soll man nicht trinken und sprechen.[92]) Unhöflich ist es, mit dem Becher sich zu seinem Nachbar zu wenden, als ob man ihm denselben reichen wolle, bevor man ihn selbst vom Munde gesetzt hat.[93]) Die Sitte erforderte, mit derjenigen Hand zu essen, die dem Tischnachbar, dem man zugewiesen war, gegenüber lag; wenn also derselbe zur rechten Hand saß, mit der linken, und umgekehrt.[94]) Maß im Essen und zumal im Trinken wird den Frauen empfohlen;[95]) denn nichts sei schimpflicher als eine mit Wein belastete Frau.[96]) Wenn wie in Frankreich und später auch in Deutschland Männer und Frauen in bunter Reihe zu Tische saßen, so war es zunächst Pflicht des Mannes, seine Dame mit Speise und Trank zu versorgen; doch finden wir auch, daß namentlich dem Gaste, der besondere Ehre und Aufmerksamkeit verdient, die Hausfrau oder deren Tochter vorschneidet, so daß wir annehmen dürfen, es sei hierin ein gegenseitiger Dienst üblich gewesen. Den Frauen war es verboten, wie überhaupt, so nament-

sich beim Essen, viel zu lachen und zu sprechen.[97]) Die Dame soll nach französischer Sitte ihrem Tischnachbar die besten Bissen heraussuchen und vorlegen, nicht aber sie für sich behalten.[98]) Sie soll keine zu großen Bissen nehmen noch zu heiß essen.[99]) So oft sie trinkt, soll sie den Mund abwischen; dagegen hüte sie sich mit Augen oder Nase das Trinkgefäß zu berühren. Wenn sie zu Gaste geladen ist, soll sie nicht zuviel essen, noch das Essen tadeln, wie es auch zubereitet sei; behage es ihr nicht, so stehe es ihr frei nicht davon zu kosten, daraus werde ihr niemand einen Vorwurf machen.[100]) Wenn schon diese Regeln, für die feinsten Kreise bestimmt, manches enthalten, was uns ein Lächeln entlockt, weil Dinge vorgeschrieben werden, deren Nichtbeachtung auf eine bedeutende Rohheit schließen läßt, so ist das in noch höherem Grade der Fall bei den Eßregeln des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Wir finden hier freilich manches, was man in den höfischen Lehren ungern vermißt, so die Aufforderung, wenn man sich zum Essen gesetzt zu beten: „Gesegne es uns Jesus Christus"; dagegen anders, was einen sehr ursprünglichen Bildungszustand bekundet: wie z. B., daß man nicht die Schüßel vom Tische nehmen und austrinken, sich nicht über die Schüssel, aus der gegessen wird, hinbeugen, mit dem Munde schnalzen, nicht eine schon angebissene Schnitte wieder in die Schüssel tauchen, die Nase nicht in das Tischtuch wischen solle, und manches andere,[101]) was unsern Ekel erregt und uns auf die unterste Kulturstufe berechnet scheint.

Gern hätte ich mit einem freundlicheren und edleren Bilde diese flüchtige Skizze abgeschlossen, die einen kleinen Einblick in die geselligen Verhältnisse des Mittelalters eröffnen sollte. Doch warum sollte nicht grade der materiellste Theil der Anstandsregeln den Beschluß machen, da wir uns kaum der Ueberzeugung verschließen werden, daß die geistige Verfeinerung, die durch einen Theil dieser Geselligkeitsgesetze geht, doch nicht im Stande war, die rohe materielle Grundlage zu durchdringen und zu vergeistigen. Vielmehr war es grade das Mißverhältniß jener geistigen Anforderungen zu dem ganzen Bildungsgrade des Zeitalters, was nach

kurzer Blüthe des höfischen Lebens einen sittlichen Zustand herbeiführte, der schlimmer war als die einfach derbe aber gesunde Denkungs- und Lebensweise der vorhergegangenen Jahrhunderte.

Es liegt uns nicht ob, hier die Gründe zu untersuchen, warum in Frankreich früher als in Deutschland eine äußerliche Verfeinerung der Sitten eintrat: die eine Lehre aber gibt uns die Geschichte unserer Poesie wie die unseres socialen Lebens, daß die natürliche Entwickelung Deutschlands durch jenen Einfluß von außen gehemmt, durch die südliche Gluth mit einem Male auf eine Reife getrieben wurde, zu der das Volk nicht befähigt war; daher die so gezeitigten Früchte keine Lebenskraft in sich trugen und abfielen.

Anmerkungen.

1) Das bekannteste Beispiel aus der Dichtung, der auch hier wenigstens in den Verhältnissen Wahrheit zu Grunde liegt, ist der Meiersohn Helmbrecht von Wernher dem Gärtner (Mitte des 13. Jahrhunderts); herausg. von M. Haupt in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 4, 321—385.

2) Wälscher Gast (ed. Rückert) 1029—1052.

3) Vergl. meinen Aufsatz über Garin den Braunen in Eberts Jahrbuch für romanische und englische Literatur 3, 399—409; die betreffende Stelle S. 407.

4) Wälscher Gast 2891 ich hân ouch ie und ie geseit, die tugende sint hüfscheit; vergl. 3917—26.

5) In Barbazans und Méons Fabliaux et contes 2, 184—219, Vers 139—162. Vergl. Wälsch. Gast 400—404.

6) Walther (ed. Lachmann) 46, 10; hier nach Simrocks Uebersetzung; vergl. Hagens Minnesänger 1, 207b süeze grüeze kan si teilen, minneclichen umbe sehen,; Tristan 277, 2 ff.

7) Die Winsbeckin (ed. Haupt), Strophe 7. 8. Reinmar von Zweter empfiehlt den Frauen, vor wilden Blicken und vor freien Worten sich zu hüten, Hagen, Minnesänger 2, 184a.

8) Der deutsche Cato, von Zarncke S. 129.

9) Wälscher Gast 441—450.

10) Vergl. Weinhold, die deutschen Frauen in dem Mittelalter S. 109, Anm. 4.

11) Weinhold, a. a. O. S. 108. 109; eine Frau soll, wenn sie reitet, ihre Hand nicht zum Kleide herausstrecken, wälsch. Gast 437.

12) Arnaut Guillem von Marsan, in seinem Ensenhamen (Unterweisung), in meinem provenz. Lesebuch 136, 63—68.

13) Walther 8, 4—8; vergl. sein Bild in der Pariser und der Wein-

gartner Liederhandschrift. Hartmanns Gregorius 287 ff.: er begunde sêre weinen, daz houbet underleinen vil riuweclîchen mit der hant.

14) So gehen Erec und Enite des Morgens Hand in Hand zur Kapelle, Erec 2941; die junge Markgräfin von Bechlaren nimmt Giselher bei der Hand, ihre Mutter Gunther, und so gehen sie, Nibel. 1606.

15) Etzel und seine Gemahlin Kriemhilt sehen dem Turnier zu; in seiner Rechten lag ihre weiße Hand, Nibel. 1298; vergl. Parzival 640, 6.

16) Zucht wehrt den Rittern allgemein, daß sie nicht schauen auf ihr Bein, wenn sie reiten; ich wähne wol, daß ein Mann auf sehen soll, wälsch. Gast 433. Der Mönch von Montaudon rechnet einen Junker, der auf seine Beine schaut, zu den Dingen, die ihn verdrießen, vergl. mein provenzal. Lesebuch 83, 9.

17) Zucht wehrt den Frauen allgemein, zu sitzen Bein über Bein, wälscher Gast 411; vergl. 4297. 8711. Im Karlmeinet (48, 61) wird Karl geschildert sitzend auf einem Steine, die Beine aufeinander legend, und die Hand an die Backen gelehnt.

18) a. a. O. S. 402. Ebenso Chastoiement des Dames 65 ff. Wenn ihr zur Kirche oder anderswohin geht, so hütet euch zu laufen und zu traben.

19) Chastoiement des Dames 67—70.

20) Des Pfaffen Wernhers Marienleben (ed. Feifalik) 996—1003; vergl. Hoffmanns Fundgruben 2, 160, 39.

21) Tristan (ed. Maßmann) 276, 32—277, 1.

22) Trojanischer Krieg 55c.

23) Trojanischer Krieg 148a.

24) Frauendienst 282, 31.

25) Trojanischer Krieg 100a.

26) Benoît von Sainte-Moore, in Pfeiffers Germania 2, 96.

27) Bruder Philipps Marienleben (ed. Rückert) 798.

28) Nibelungen 435. 436.

29) Rosengarten (in v. d. Hagens Heldenbuche) 2091.

30) Heldenbuch Kaspars v. d. Rön 100a.

31) Rother 2081 ff. (in Maßmanns Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts); vergl. Alexius (von Maßmann) S. 83 die muoter

unwipliche lief.; Passional (ed. Köpke) 48, 8 sie lief balde sô hin dan âne wiplichen ganc.

32) Bertholds von Holle Darifant 176. 182.

33) Ottacker 54a.

34) Hagens Minnesänger 3, 200a.

35) Vergl. Neidhart (ed. Haupt) 50, 33 und S. 229; und das mhd. Wörterbuch s. v. wentschelieren.

36) Walther 19, 31.

37) Hagens Minnesänger 2, 384b.

38) Freidank 30, 13.

39) Freidank 30, 5.

40) Hugos von Trimberg Renner 2157.

41) Hagens Minnesänger 3, 309a.

42) Wälscher Gast 421—424.

43) Wolframs Parzival 641, 2—4. Willehalm 250, 30.

44) Arnaut Guillem von Marsan in meinem provenzalischen Lesebuche 143, 37—46.

45) So sagen die Boten, die Etzel an Gunthers Hof gesendet hat, zu Kriemhild (Nibel. 1169): edles Königskind, mir und meinen Gesellen, die mit mir gekommen sind, sollt ihr das erlauben, daß wir vor euch stehn und euch die Märe sagen, wonach wir hergeritten sind; vergl. Nibel. 1376.

46) Rudolfs von Ems Guter Gerhard 709 ff.

47) Rolandslied (ed. W. Grimm) 45, 7.

48) Der deutsche Cato, v. Zarncke S. 132.

49) Konrad von Haslau in seinem Jüngling, Zeitschrift für deutsches Alterthum 8, 551.

50) Nibel. 1718 ff.

51) Vergl. über Aufstehen und Verneigen unter andern Stellen, Eneit 140, 39. Nibel. 1750. Willehalm 291, 4. Mai und Beaflor S. 217; guter Gerhard 5357—70.

52) Vergl. noch Urstende (in Hahns Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts) 121, 19.

53) Diese Vorschrift empfängt auch der junge Parzival von seiner Mutter, und befolgt sie wörtlich, Parzival 142, 6. Herbort von Fritzlar (V. 151) rühmt von Jason, er sei „grußsam auf der Straße“ gewesen.

54) Chastoiement des dames 76 ff.

55) ebendaselbst 337 ff.

56) Weinhold, die deutschen Frauen S. 108, Anm. 2.

57) Häufig ist der Ausdruck „bis auf die Füße sich verneigen", z. B. Hagens Minnesänger 2, 190a.

58) Vergl. u. a. Iwein 4780. Gregorius 2217. Mai und Beaflor S. 168. jüngerer Titurel (ed. Hahn) 2820. 5647. 5668. 5669. Wigamur 18a.

59) Hattemer, Denkmale des Mittelalters 3, 578; vergl. 1, 256.

60) Guter Gerhard 3789; Kaspar v. d. Rön 57b, 60a; jüng. Titurel 5410.

61) Titurel 1507. Teichner (von Karajan) S. 73.

62) Guter Gerhard 1900.

63) Flore 2664. 3895. Rosengarten (ed. Grimm) 135. 141. 683. 949.

64) Kaspars v. d. Rön Heldenbuch 57b.

65) Tristan 110, 10; guter Gerhard 1355.

66) Titurel 1921. Ottacker 146b. Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 226. Wackernagel, die mittelalterliche Sammlung in Basel S. 14.

67) Lohengrin (ed. Rückert) 182. Heinrichs v. Freiberg Tristan 1195.

68) Erlösung (ed. Bartsch) 3232.

69) Parzival 351, 7.

70) Kindheit Jesu von Konrad von Fußesbrunnen (in Hahns Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts) 89, 57.

71) Tristan 20, 23—28.

72) Ulrich von Liechtenstein (ed. Lachmann) S. 507—600.

73) Heinrich Teschler (Minnesänger 2, 127a) sagt: Noch klage ich eines, das mir näher geht, das mir viel Scham und Schmerzen bringt, der Gruß, den all die Welt an ihr empfängt, den kein Guter entbehrt, seht, eben der wird mir von ihr versagt; des besondern will ich geschweigen, der mir doch manchmal zu Theil ward! durch ihre Gnade hatte ich ihn oft.

74) Mai und Beaflor S. 103.

75) Vergl. Eneit 121, 1. Mai und Beaflor S. 140. Crane 1304. Heldenbuch (v. d. Hagen) 1, 93. Kaspar v. d. Rön 102a.

76) Bekannteste Belege hierfür sind die Dichter Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Liechtenstein; letzterer mußte einen Brief seiner Geliebten mehrere Tage ungelesen mit sich herumtragen, bis sein Bote kam.

77) Eberts Jahrbuch 3, 400.

78) Wälscher Gast 405: eine Jungfrau soll sänftiglich und nicht laut sprechen; 465: eine Jungfrau soll selten etwas sprechen, wenn man sie nicht fragt.

79) Chastoiement des dames 7 ff. In ihrem Schweigen und Reden müssen sich die Damen mäßigen, denn wenn eine zu viel spricht, so sagt man sie sei schlecht erzogen; sie wird nicht vermeiden können, manches thörichte auf diese Weise zu reden, woraus ihr Tadel erwächst.

80) ebendaselbst 17 ff. Wälsch. Gast 719: man soll zu viel doch schweigen nicht, denn von viel Schweigen oft geschicht, was von viel Schwätzen kann geschehen. Man soll das Maß stets ersehen an allen Dingen, das ist gut; ohne Maß ist nichts wol behut.

81) Chastoiement des dames 36 ff.

82) Arnaut Guillem von Marsan in dem schon mehrfach erwähnten Gedichte; s. mein provenzalisches Lesebuch 143, 47—76.

83) Chastoiement des dames 249—262.

84) Vergl. Parzival 774, 1. Rother 1902. Tristan 282, 2. Gesammtabenteuer 64, 1736.

85) Wälscher Gast 567. Neidhart 37, 35. Heinrichs vom Türlein Krone 309b.

86) So wird in der Biographie des provenzalischen Dichters Raimund von Miraval erzählt, der Dichter habe dem König Peter II. von Aragonien soviel von der Schönheit der Frau Adelheid von Boissazon erzählt, daß der König begierig ward sie kennen zu lernen, bald darauf auch das Schloß der Dame besuchte, und sie bei diesem ersten Besuche um ihre Liebe bat, die ihm auch gewährt wurde; Mahn, Biographien der Troubadours S. 35.

87) Arnaut Guillem von Marsan, provenzalisches Lesebuch 144, 24 ff. Vergl. dazu das Chastoiement des dames 559 ff.

88) Vergl. Weinholds deutsche Frauen S. 110, Anm. 4, wo die auf Tischzucht bezügliche Literatur der älteren Zeit angegeben ist.

89) Wälscher Gast 474; vergl. provenzalisches Lesebuch 137, 1—14.

90) Arnaut Guillem von Marsan, prov. Lesebuch 137, 27—32.

91) Wälscher Gast 483—487.

92) ebendaselbst 488—490.

93) ebendaselbst 491—496.

94) ebendaselbst 501—504.

95) Chastoiement des dames 297 ff.

96) Arnaut Guillem von Marsan 142, 78—143, 1.

97) Wälscher Gast 467—470. Chastoiement 499. Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 538.

98) Chastoiement des dames 501.

99) ebendaselbst 508.

100) ebendaselbst 525 ff.

101) Des Tanhausers Hofzucht in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 6, 488.